

Dann setzte sie sich an den Tisch und schloss die Augen. Ich fragte, was los sei und wo denn Pappie bleibe.

»Felipe, dein Vater kommt heute nicht nach Hause. Es ist etwas passiert.«

Ich erschrak und fragte, ob er einen Unfall hatte.

»Nein, keinen Unfall«, sagte sie. »Er hat sich gegenüber einer Schülerin schlecht benommen. Nun muss er sich dafür verantworten.«

Ich verstand nicht. Hat er mit einem Mädchen grundlos geschimpft oder sie vielleicht sogar an den Haaren gezogen? Sie geschlagen? Mein Pappie? Das war seltsam, Pappie schimpfte nie, und dass er jemandem wehtun konnte, glaubte ich erst recht nicht. Ich fragte meine Mutter, wie er sich nun verantworten würde und ob er das nicht von zu Hause aus könnte. Aber sie sagte, man habe ihn verhaftet, viel mehr wisse sie nicht.

»Verhaftet? Du meinst, die Polizei und so?«, fragte ich. »Was hat er getan?«

»Er hat das Mädchen bedrängt. Wie es ein Lehrer nie tun darf.«

Also hat er sie doch zumindest an den Haaren gezogen. Das war falsch, das leuchtete mir ein. Frau Barthol ärgerte sich oft über uns, und manchmal schimpfte sie laut. Aber sie hätte nie jemandem von uns wehgetan. Ich erinnere mich nicht, was meine Mutter noch erzählt hat, der Rest des Abends ist in dichten Nebel gehüllt. Schließlich muss sie mich ins Bett geschickt haben. Ich weiß nur noch, dass ich lange wach lag und mir Pappie im Gefängnis vorstellte, hinter Gittern, auf einer Pritsche, während der Sheriff oder Louis de Funès grinsend mit dem Schlüsselbund spielte. Normalerweise wäre das lustig gewesen, aber nun machte es mir Angst. Das muss ein Missverständnis sein, sagte ich mir immer wieder. Bald wird sich alles klären, und dann kommt Pappie wieder nach Hause, und wir machen einen Radausflug an einen Ort, an dem wir noch nie waren.



Der Psychiater spricht, ohne auch nur einmal Luft zu holen, der Patient schaut ratlos zu mir herüber und ist unschlüssig, ob der Redeschwall zur Untersuchung gehört. Ich hebe die Hand und bitte den Psychiater, mir die Möglichkeit zur Übersetzung zu geben. Er erklärt wortreich, das sei doch ganz selbstverständlich. Dann spricht er unbeirrt weiter, schaut auf seinen Computerbildschirm, sagt immer wieder, dass er die Fragen nicht aus Neugier, sondern aus beruflicher Pflicht stellen müsse. Der Patient und ich tauschen einen Blick, ich deute ein Schulterzucken an, er versteht und findet sich ab.

Die wenigen und knappen Antworten, die der Patient zwischen die Fragen schieben kann, werden wohl reichen, er wird seine Medikamente und auch seine Bescheinigung bekommen. Nach der Untersuchung trödle ich mit dem Packen meiner Tasche und mit der Unterschrift, ich möchte dem Mann nicht im Treppenhaus erklären müssen, was soeben passiert ist.



FEYMANN

- **Du sollst freundlich zu ihm sein, ten Holt.**
- **Er hat Sprengstoff in Tierkadavern am Straßenrand versteckt und Menschen getötet.**
- **Er streitet die Tat ab. Du willst die Wahrheit.**
- **Und darum soll ich freundlich sein?**
- **Einen freundlichen Menschen anzulügen ist schwierig.**
- **Aber möglich.**
- **Es kostet mehr Kraft.**
- **Er hat viel davon.**
- **Dann setz ihm stärker zu.**
- **Soll ich forscher auftreten?**
- **Freundlicher.**
- **Freundlicher?**
- **Erzähl ihm etwas Persönliches.**
- **Etwas Wahres?**
- **Natürlich nicht, ten Holt. Etwas, was du für wahr halten möchtest.**



Am nächsten Tag holte mich meine Mutter vor der Schule ab und sagte, wir hätten eine Sitzung bei einer Psychologin. Ich fragte, was das sei, eine Psychologin, und warum wir zu ihr mussten. Meine Mutter sagte, eine Psychologin sei sehr gut darin herauszufinden, wie es einem gehe. Ich fand das seltsam, man wusste doch am besten selbst, wie es einem geht, dachte ich. Aber ich war neugierig genug zu erfahren, wie es meiner Mutter und mir ging, und so freute ich mich auf die Sitzung.

Wir meldeten uns am Empfang und mussten kurz warten. Die Psychologin war eine streng aussehende, große Frau mit Brille und zurückgekämmttem Haar. Ihr Blick hinter den dicken Brillengläsern passte nicht zu ihrem Lächeln. Ich fragte mich, ob das meiner Mutter auch aufgefallen war. Aber sie schaute nicht zu mir herunter, sondern nahm mich an der Hand und zog mich mit ins Büro.

Die strenge Frau fragte meine Mutter, wie es nun zu Hause sei und ob wir miteinander darüber reden würden, wie es uns gehe. Ich sah überrascht zu meiner Mutter hoch. Sie erwiderte den Blick nicht, aber sie drückte kurz meinen Unterarm, das war deutlich genug. Ich fragte mich, ob die strenge Frau Spanisch konnte. Wenn nicht,

könnten wir ja offen miteinander reden. Vermutlich grinste ich, denn die strenge Frau fragte, ob ich an etwas Lustiges denken würde. »Ja«, sagte ich. »An meine Tante Lieke und ihren Hund Rembrandt.« Meine Mutter verdrehte die Augen, die strenge Frau machte eine Notiz in ihr Heft. Dann musste meine Mutter gehen und im Wartezimmer auf mich warten. Die strenge Frau wollte alleine mit mir reden. Sie fragte, ob mein Vater anders war, wenn wir alleine waren, was für Spiele er mit mir oder mit meinen Freunden gespielt, ob er mich oft auf den Schoß genommen habe. »Nein. Aber auf die Schultern. Das ist sehr schön«, sagte ich und wollte Pappie verteidigen, auch wenn ich nicht wusste, wogegen. Die Frau schrieb wieder etwas in ihr Heft. Ich erinnere mich, wie ich vergeblich versuchte, ihre Schrift verkehrt herum zu entziffern. Immerhin konnte ich erkennen, dass sie ein Wort zweimal unterstrichen hatte.



Nach ein paar Tagen kam Pappie nach Hause. Er sah anders aus: blass, mit dunklen Ringen unter den Augen, ungekämmt. Ich dachte, dass er mich gleich umarmen und dann auf seine Schultern setzen würde. Dann würde ich ihm von der strengen Frau erzählen und ihn fragen, warum er mit dem Mädchen geschimpft hatte und ob Frau Barthol auch ins Gefängnis müsste, wenn sie mit uns schimpfte. Doch Pappie ging stumm an mir vorbei und setzte sich an den Esstisch. Meine Mutter blieb in der Tür stehen. Ich weiß nicht, wer zuerst sprach, aber bald wurde es laut. Meine Mutter schluchzte und zeigte auf mich, Pappie schüttelte müde den Kopf und sagte immer wieder »Nein, nein, das ist nicht wahr«. Ich fragte auf Spanisch, warum sie sich stritten, aber meine Mutter beachtete mich nicht. Dann hielt ich den Lärm nicht länger aus, begann auch zu schreien und rannte aus dem Zimmer. Ich kroch unter meine Bettdecke und stellte mir vor, dass ich in einer Höhle saß, zu der niemand außer mir den Weg kannte. Später, es war schon dunkel, ich hatte die Lampe eingeschaltet und las einen Comic, klopfte es an der Tür. Pappie kam herein, zog den Stuhl vom Schreibtisch heran und setzte sich an mein Bett. Wir schwiegen. Ich hatte viele Fragen, aber keine schien mir passend.

Pappie stand auf und ging zum Fenster.

»Kennst du das Geheimnis der Sterne?«, fragte er über die Schulter. Ich schüttelte den Kopf. »Jeder Stern ist ein Kinderwunsch«, sagte er leise. »Und jedes Mal, wenn ein Kind sich etwas ganz stark wünscht, entsteht am Himmel ein neuer Stern. Wenn du eine Sternschnuppe siehst, ist ein Wunsch in Erfüllung gegangen. Damit der Himmel nicht dunkel wird, musst du Wünsche haben, verstehst du?« Er streckte die Hand nach mir aus. »Komm, am besten wünschst du dir jetzt gleich etwas.« Ich stand auf und stellte mich neben ihn. Gemeinsam suchten wir meinen Stern.

Als ich am nächsten Morgen in die Küche kam, waren meine Eltern nicht da. Ich ging in die Schule, trödelte unterwegs, kaufte mir am Kiosk ein Comicheft, setzte mich auf eine Bank am Seeufer und sah den Enten zu. Ich kam erst nach der großen Pause in die Klasse, aber niemand fragte, wo ich gewesen war. Frau Barthol schaute mich seltsam an, schüttelte kaum merklich den Kopf und erzählte weiter von Lebensweisen und

Lebensräumen und davon, wie wichtig es war, unser Zusammenleben gemeinsam zu gestalten. Ich dachte an die Enten und nahm mir vor, morgen Brot für sie mitzunehmen.

Meine Mutter war alleine. Sie schaltete den Fernseher aus und winkte mich heran. Dann fasste sie mich an den Händen, sah mir in die Augen und sagte: »Dein Vater wohnt nicht mehr bei uns.« Mir blieb die Luft weg. Als ich wieder sprechen konnte, fragte ich, was passiert war und wo Pappie wohnte. Meine Mutter sagte, sie wisse das nicht. »Irgendwo in der Stadt.«

Ich versuchte, nicht zu weinen.

»Warum?«, fragte ich und konnte die Tränen nur mit viel Mühe zurückhalten.

Sie sagte, es sei besser so. Pappie müsse sich über ein paar Sachen klar werden.

»Worüber denn?«, fragte ich.

»Dafür bist du zu klein«, sagte meine Mutter und sah an mir vorbei.

Ich fragte, wann Pappie wiederkommen würde und ob er wieder ins Gefängnis müsste.

»Vielleicht. Wahrscheinlich«, sagte meine Mutter, stand auf und strich sich über den Rock.

»Wann darf ich ihn besuchen? Wann kommt er zurück?« Ich begann doch noch zu weinen, das ärgerte mich.

»Bald.«

»Was bald?«, schrie ich. »Darf ich ihn bald besuchen, oder kommt er bald zu uns?«

Meine Mutter sah mich an und ging wortlos aus dem Zimmer. Gleich darauf hörte ich sie im Badezimmer weinen.



Am späten Nachmittag habe ich einen Einsatz im Unispital, Vorbereitung auf eine Lebertransplantation, mittlerweile auch für mich eine Routinesache. Die Luft im Zimmer ist schlecht, zu viele Leute drängen sich um das Bett, der Patient liegt halb aufgerichtet, seine Arme sind sehr dünn, die Haut gelblich, sein Bauch wölbt sich unter der dünnen Decke. Die Pflegerin schafft hastig weitere Stühle herbei, die Ärztin stellt sich vor und legt gleich los, sie spricht laut und schnell. Ich übersetze langsamer, betone die Schlüsselbegriffe, wende mich an die Ehefrau des Patienten, es geht eher um sie als um ihn, sie soll auf die Zeit nach der Operation vorbereitet werden und sich weniger Sorgen machen.

Die Aussicht, ihren Mann nach der Operation alleine pflegen zu müssen, überfordert sie. Die Schwiegertochter auf der anderen Seite des Bettes wechselt Blicke mit ihrem Mann. Er sitzt neben mir und seufzt. Eine seltsame Spannung baut sich auf, ich wäre nicht überrascht, Funken zu sehen. Es ist, als müsste sich der Sohn zwischen seiner Mutter und seiner Frau entscheiden. Doch er ist zu schwach, blickt auf seine Hände, rutscht auf dem Stuhl hin und her, schüttelt den Kopf; seine Frau ist die stärkere Partei. Die Mutter hängt an meinen Lippen und erwartet etwas Entlastendes, Ermutigendes. Ich wiederhole das Wichtigste: Ihr

Ehemann werde das Medikament zur Unterdrückung des eigenen Immunsystems nie absetzen dürfen, bis an sein Lebensende. Aber wenn alles gut gehe, werde er ansonsten ziemlich normal leben können. Die Frau sucht den Blick ihres Ehemanns, er sieht auf seine Uhr. Die Ärztin empfiehlt einen möglichst klar strukturierten Tagesablauf, das sei wichtig und hilfreich, ich übersetze mit knappen Worten und einfachen Gesten, die Mutter nickt und blickt immer wieder zum Patienten hin. Er hat die Augen geschlossen, vielleicht schläft er. Ich merke, wie der Sohn wütend wird, aber er schafft es, die Wut zu unterdrücken. Das strengt ihn sehr an. Gegen wen würde sich seine Wut richten, wenn er sie zulassen würde?

Draußen scheint die Sonne, die Luft riecht nach Frühling. Ich beschließe, zu Fuß zu gehen, das Kunsthaus ist nicht weit.



Sie kommt mir heute zunächst etwas reserviert vor und scheint meinem Blick auszuweichen. Ich trete ein wenig näher, dann gehe ich ein paar Schritte zurück in den Raum, setze mich auf die Bank vor dem Bild, neige den Kopf auf die eine, dann auf die andere Seite. Endlich gelingt es mir, ihren Blick einzufangen, die Ruhe kehrt wieder ein, alles ist an seinem Platz.



Ich musste wieder zur strengen Frau mit dem Heft. Sie stellte viele ähnliche Fragen und machte sich, obwohl ich immer wieder das Gleiche sagte, viele Notizen. Ich musste von der Schule erzählen, von Frau Barthol und von meinem besten Freund Fredi Dinkel, den alle Frinkel nannten. Als ich sie fragte, was sie da schrieb, sagte sie, sie wolle einfach nicht vergessen, worüber wir gesprochen haben, das sei alles. Ich sagte, ich möchte mir auch aufschreiben, worüber wir gesprochen haben, aber ich könne nicht so schnell schreiben.

»Du könntest zeichnen, woran du bei unserem Gespräch denkst. Das wäre doch lustig, nicht wahr? Möchtest du das?«

Sie nahm die Brille ab. Das verblüffte mich. Ich hatte sie noch nie ohne Brille gesehen. Ich muss sie ziemlich verdattert angeschaut haben, doch sie missverstand meine Reaktion.

»Gut, dann nicht«, sagte sie, »das ist auch völlig in Ordnung.«

Ich sagte meiner Mutter, dass ich nicht mehr zur strengen Frau gehen wollte und lieber Pappie besuchen möchte.

»Das geht nicht«, sagte sie. »Wir müssen den Gerichtsprozess abwarten.«

»Was für einen Gerichtsprozess?«